

Befreiung wozu?

DDR-Ende und Wende 1989/1990 –
ein Selbstgespräch

Ich frage mich: Auch Jahre nach dem Ende der DDR ist trotz markiger Jubiläumsreden die ostdeutsche Stimmungslage rückschauend weithin nicht auf Dur gestimmt. Auch im Westen – im Westen Berlins zumal – hat sich die Begeisterung über den Fall der Mauer und die Vereinigung mit den »Brüdern und Schwestern im Osten« bald nach 1989 reduziert. Erweist sich deshalb ein so positiv geladener Begriff wie »Befreiung« für die Erfahrungen um 1989/90 eher als Fehleinschätzung, wo doch jeder zuvor sein eigenes sicheres Heimatrevier besaß?

Ich kann hier nur als Ostdeutscher sprechen. Als solcher bin ich nicht bereit, mir die Befreiung des Herbstes 1989 ausreden zu lassen. Dies schon deshalb nicht, weil sie sich mir zunächst nicht als kognitiver Prozeß und argumentativ erzeugte Einsicht vermittelte, sondern eruptiv-emotional, als Dammbruch eines »Gefühlsstaus«, der sich als mächtiger erwies als Reflexionen und Argumentationen. Ich kann die Ereignisse von damals geradezu als Körpererfahrung beschreiben, die ihre eigene Wahrheitsqualität besitzt: Als ich nach 1989 oft mit der Bahn jene früheren – mir bis dahin nur wenige Male erlaubten – »Interzonenstrecken« befuhr, geschah mir auch in intensiven Gesprächen oder fesselnder Lektüre vor Helmstedt, Bebra, Hof oder Büchen regelmäßig dasselbe: Ein innerer Mechanismus ließ mich im Abteil aufspringen und – mehrfach zur Verblüffung der Mitreisenden – am Fenster nach jenen Grenzsicherungsanlagen Ausschau halten, die einst tödlich intakt, nunmehr nur noch relikthaft in der Landschaft standen. Danach erschrak ich jeweils über das, was mein Körper mit mir machte, war aber zunächst für fortzusetzende Lektüre kaum tauglich, weil die Bilder des »heißen Herbstes« 1989 wiederkehrten und das Bewußtsein besetzt hielten:

Jener Nachmittag des 9. Oktober vor Leipzigs Nikolaikirche etwa, als ich mit vielen unter der Stasi-Überwachungskamera für die abendliche »Montagsdemo« mit dem Schlimmsten rechnete – was dann nicht geschah. Für mich war dies die Wende. Die Kerzen auf den Straßen erwiesen sich unverhofft als mächtiger als die anrollende Staatsmacht. Eine derart elementare David-Goliath-Erfahrung konnte meine Generation in Deutschland bisher nicht machen. – Oder: Meine Nachtstunden am 9. November auf Berlins Grenzbrücke Bornholmer Straße. Den Menschen verschlug es die Sprache. Die Emotionen schwappten über und äußerten

sich in Gesten, Symbolen oder schreienden Freuden-Ekstasen, weil kaum zu fassen war, was geschah und deshalb fassungslos machte. Von keinem in dieser unblutigen Plötzlichkeit vorhergesehen, brach ein raketenbestücktes Machtsystem mit seinen ideologischen Stützen wie ein Kartenhaus zusammen. Dies war Befreiung – auch wenn der Verstand mit dem Tempo des Geschehens kaum mitkam und das Danach zunächst kaum vorstellbar blieb.

Aber das Danach kam: Keine Radikalerneuerung der DDR, sondern deren Abschaffung. Die neuen Realitäten sorgten dafür, daß der Bruch je nach biografischer Situation bewußt wurde und der Reflexion bedurfte. Körpererfahrung konnte gleichsam nicht kopflos bleiben. Welches waren die entscheidenden Erfahrungen und Einsichten in diesen Veränderungen?

Ich äußere mich dazu als einer, der seine Kindheit anfangs noch in der Hitler-Zeit zubrachte, danach ausschließlich die DDR erlebte und mit dem Verstehen der Vorgänge von 1989/90 und ihren Folgerungen noch immer beschäftigt ist. »Schlüsselerfahrung« kann ich hierbei nur als einen facettenreichen Pluralbegriff verstehen. Konkreter formuliert zum Beispiel so:

– Neben den grandiosen Reisefreiheiten und dem vielbeschriebenen Ende der DDR-Mangelwirtschaft war die Wende zunächst die Wendung eines ideologiebestimmten Schwarz-Weiß-Weltbildes zum Nuancenreichtum komplexer gesellschaftlicher Wirklichkeit. Aus dem Holzschnitt wurde gleichsam eine Radierung mit oft schwer zu definierenden Zwischentönen. Die DDR dachte in Gegensätzen, die sie mit eindeutigen Wertungen versah: Freund – Feind; Sozialismus – Kapitalismus; Antifaschismus – Faschismus; Kollektiv – Individuum; Wissenschaft – Religion/Aberglaube; Staat/Partei/Schule – Kirche usw. Auch wenn sich die gesellschaftlichen Realitäten der DDR zunehmend mit diesem Ideologie-Schematismus nicht mehr angemessen erfassen ließen und der Glaube an den Sieg des Sozialismus »in den Farben unserer DDR« seine Gläubigen weitgehend verlor – was als Einwirkung »feindlich-negativer Kräfte« diskriminiert wurde und Feindbilder stabilisieren sollte –, wurde doch dieses Entweder-Oder-Weltbild zumindest partiell folgenreich verinnerlicht. Will man sich der Spezifik des gegenwärtigen ostdeutschen Extremismus, den Urteilen über das Verhältnis von Staat und Kirche, Schule und Religion u.a. nähern, wird man auf derartiges erlerntes Polaritätsdenken stoßen. In der neuen Situation eines raschen Wandels von DDR-Einheitsgesellschaft zu sozialer Differenzierung, zu unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus, vielgestaltigen Lebensformen und Wertvorstellungen, die nicht mehr vorgegeben, sondern in »neuer Unübersichtlichkeit« individuell zu erstellen und gesellschaftlich auszuhandeln sind – wofür kaum Lernvorläufe vorausgesetzt werden können –, kommt die ostdeutsche Gesellschaft noch immer schwer zurecht. Die

eindeutigen, einfachen Antworten im vertrauten Milieu lösten sich auf. Insofern lebte es sich – es klingt absurd – in der DDR leichter als im neuen System, das zwar ersehnt, aber mit seiner Komplexität nicht gekannt und erlernt werden konnte. Manches »Ostgezeter« der letzten Jahre hat letztlich auch darin seinen Grund.

– Oder: Die Sprachkommunikation hat sich verändert. Weil nahezu überall kontrollierende Mithörer saßen und öffentliche Sprache weitgehend SED-normiert war, entwickelte sich eine spezifische Hermeneutik des Alltags, deren Botschaften mehr zwischen den Wörtern als in ihnen, mehr in Blicken und Tonfall als in Buchstaben zu entdecken waren. Das produzierte außerhalb des Offiziellen – oft bereits in Schulklassen – eine erstaunliche Virtuosität des Verstehens, zurückhaltende Vorsicht beim Gebrauch der Wörter und jenes vielgenannte ostdeutsche Solidaritätsgefühl, das durch den allgegenwärtigen Mangel mit wechselseitiger Unterstützungdringlichkeit verstärkt wurde. Mit dem Wegfall der politisch-ökonomischen Voraussetzungen hierfür und dem neuen Durchsetzungs-Individualismus nach 1989 verflüchtigte sich dieses weithin.

Sprache, die sich vom öffentlichen Propaganda-Deutsch unterschied, hatte Bedeutung in der DDR. Oft redeten beispielsweise die Kirchen faktisch laut, auch wenn sie leise redeten. In der heutigen lauten Vielstimmigkeit liegen die Erfahrungen eher umgekehrt. So ist auch erklärlich, weshalb Dichtung für uns erhebliche Bedeutung besaß – nicht nur als Vorliebe protestantischer Wortkultur. Ich werde nicht vergessen, wie ich am Tage des Erscheinens eines Reclam-Heftes mit Texten von Reiner Kunze 1973 mit anderen stundenlang in Dresdner Buchhandlungen auf Suche war, bis mir nach zahlreichen Mißerfolgen schließlich eine Buchhändlerin tief in die Augen schaute und mir aus der Krypta ihres Ladens verstohlen ein Exemplar zuschob. Neulich meinte ein Autor rückschauend: »Unsere Leser lasen, was wir nicht schrieben, aber doch irgendwie meinten.« Das machte auch elementare biblische Sprache – Prophetentexte und Psalmen etwa – besonders in latenten oder offenkundigen Bedrohungssituationen wichtig, die oft trotz des Zeitabstandes kaum der Auslegung bedurfte. Allein das Sprachbild von den Schwertern, die zu Pflugscharen werden (Micha 4,3), hat der Staat als massiv existenzbedrohend gewertet und entsprechend zugeschlagen.

Inzwischen ist Sprachkommunikation wieder direkter, freier, aber auch eindimensionaler geworden. Sie wird vom Individuum vielfach virtuoser gehandhabt als einst in der DDR – auch weil sie nunmehr eine Leistung zu erbringen hat, die früher nur begrenzt erforderlich war: Selbstdarstellung zwecks individueller Chancenerhöhung und Durchsetzung. Seit »drüben hüben wurde«, verlangt die neue Konkurrenz-Gesellschaft in hohem Maße Selbstorganisation und Selbstinszenierung. Die DDR hingegen war ein quasifeudal-absolutistischer Versorgungsstaat, der mit landesväterlicher Gebärde nach seinem Ideologie-Ermessen zuteilte, was er für seine Bürger für gut befand, wofür diese dann auch ständige Dankbarkeitsbezeugungen zu erbringen hatten. Jeder DDR-Olympiasie-

ger mußte vor heimischem Mikrofon zunächst bekennen, daß er seinen sportlichen Erfolg der »Partei der Arbeiterklasse« verdankt. Bereits Schulkinder lernten das FDJ-Lied »Die Partei hat uns alles gegeben ...« Ich habe nicht vergessen, wie eine Klassenlehrerin zum Elternabend – nachdem die Parteisekretärin der Schule über dreißig Minuten den letzten SED-Parteitag lobte und verschwand – ihren Teil mit der Formulierung eröffnete: »Das war die Liturgie, die war heute dran, jetzt wollen wir zur Sache kommen: Die letzte Klassenfahrt ...« Der Herbst 1989 hat uns auch von derartiger Sprachhaltung eines »vormundschaftlichen Staates« befreit.

– Oder: Begegnungen und Auseinandersetzungen mit anderen als den staatlich normierten Weltanschauungen und Kulturen wurden abgewehrt, was besonders für die Bildung belastende Folgen hatte. Jener Dresdner Lehrer, der auf Drängen seiner Abiturienten ihnen schließlich außerhalb der Schulzeit zu einem dazu bereiten Pfarrer folgte, weil die Schüler die Fortschrittsfeindlichkeit der Religion mit einer »Originalperson« diskutieren wollten, wurde allein deshalb danach fristlos entlassen. Diese angstbesetzte Abgrenzung galt selbst für Sachverhalte, die terminologisch in der DDR einen hohen Stellenwert besaßen wie Antifaschismus, Völkerfreundschaft, deutsch-sowjetische Freundschaft usw. Durch weiterhin unterbundene oder nur kanalisiert zugelassene Begegnungen etwa in Rußland oder sowjetischen Kasernen am Rande der eigenen Stadt – von Bürgern aus dem NSW (»Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet«) ganz zu schweigen – sind nicht nur die Fremdsprachenbefähigung, sondern auch gewichtige interkulturelle Lernerfahrungen unterentwickelt geblieben. Das rächt sich heute. Auch das Leitwort »Antifaschismus« verhalf zwar den Regierenden mit ihrer Verfolgungsgeschichte vor 1945 zu begrenzter Akzeptanz in der Bevölkerung, weil sich hier die Märtyrer-Aura »gegen die Filbingers, Globkes und Bonner Ultras« im Westen erfolgreich kontrastieren ließ. Doch auch »Antifaschismus« diente zunehmend nur noch dem Machterhalt und wurde bis in die achtziger Jahre ausschließlich an die mythisch überhöhte kommunistische Tradition gebunden, wofür bereits im Kindergarten die Symbolfigur Ernst Thälmann stand.

Der »Freisetzungsschock« (Bischof Joachim Wanke) 1989/90 hat – wie man sieht – viele Facetten, von denen hier nur einige als subjektive Erfahrung skizziert wurden, die im Schlagzeilen-Journalismus kaum Beachtung finden. Mehrfach klang an, daß Befreiung eine Kehrseite hat und auch mit Verlust und neuer Fremdbestimmung verbunden ist, was in der Anfangseuphorie offenbar kaum bemerkt wurde. Obwohl die Sozialforschung darauf verweist, daß sich besonders unter Jugendlichen die Lebensstile und -formen in Ost und West inzwischen weitgehend angeglichen haben – sieht man von der Einstellung zu Religion und Kirche ab –, so hat sich in anderer Hinsicht der Ton als Kehrseite der Befreiung eher verschärft. In »Die Zeit« war 1999 zu lesen: »Ossis, zu den Waffen!

Verlaßt eure Höhlen und Bäume und stürmt die Leserbriefseiten der Besatzerpresse! Schreibt folgendes: Erst die Demontage unserer Arbeitswelt hat uns Ostdeutsche zur Demokratieverachtung getrieben. Ernüchternd ist uns klargeworden, daß die Kompetenz des Parlamentarismus endet, wo der Joringelkreis um die Banken und Konzerne beginnt ...»¹ Hinter solchem journalistischen Kampftruf stehen Erfahrungen, die Sätze wie »Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört« durch eine Gegen-erfahrung erweitern: Eins plus eins ist uneins. Beide Sätze mit ihrer provokatorischen Spannung prägen die Alltagserfahrung. In einer Vielzahl von ähnlich gestimmten Schulaufsätzen aus West und Ost äußert sich ein ostdeutscher Neuntklässler um 1992 so: »... Meine ehrliche Meinung ist, ich will meine Mauer wieder, ich will in die DDR zurück ... Mir geht es zwar besser als vorher aber ich denke auch an andere Familien wo beide Eltern arbeitslos sind und die nicht wissen wo sie Geld für die nächste Miete hernehmen sollen. Den Asylanten in deutschen Landen wird das Geld zum Arsch reingeschoben ...«² Ist Derartiges die Wende nach der Wende? Könnte es sein, daß in der sperrigen Vereinigung Deutschlands der Osten seine Identität erst entdeckte und der Westen die seine – was mit Begriffen wie »Ostalgie« oder »Westalgie« kaum angemessen zu erfassen ist?

Der ostdeutsche Schriftsteller Thomas Rosenlöcher schrieb 1997: »Die deutsch-deutsche Vereinigung ist unter den Weltproblemen eines der erfreulichsten. Wann je wäre jemand mit soviel Zartgefühl absorbiert worden wie wir.«³ Solche Sätze bringen die komplexe Ambivalenzerfahrung in den neunziger Jahren auf eine einfache Formel. Fanden sich doch die Ostdeutschen nach 1990 in einem System vor, dem sie lediglich »beizutreten« hatten, das nicht mit ihnen gewachsen war und das sie nicht mitgestalteten, sondern das mit seiner radikalen Andersartigkeit plötzlich über sie kam – folgenreich. Bald machten viele neben endlich gefüllten Warenhäusern vor unverhofft verschlossenen Werktoeren die Erfahrung, daß sie kaum mehr gebraucht wurden und die westdeutsche Produktion mit ostwärts verlängertem Warentisch ihre Produkte lediglich »rüberzuschieben« brauchte. Geld erhielt eine andere Qualität im Unterschied zur DDR-Währung, die eher einem Bezugschein-System von nur begrenzter Reichweite glich. Die DDR und ihre Menschen wurden bald nach 1989 Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen – mit Recht. Doch sie hatten sich gleichsam auf die Couch zu legen und wurden von diagnoseflinken westdeutschen »Ärzten« nach deren Normen und Erfahrungen definiert und hatten deren Wertungen entgegenzunehmen. Wer oder was der »Patient« war oder ist, hing von ihnen ab. Widerstand blieb

1 Christoph Dieckmann, Böser Westen!, Die Zeit 54/1999 Nr. 20 (12.5.), 12.

2 Jürgen Böhm, Joachim Brune u.a., DeutschStunden. Aufsätze. Was Jugendliche von der Einheit denken, Berlin 1993, 22.

3 Thomas Rosenlöcher, Ostgezeter, Frankfurt a. Main 1997, 104.

zaghaft, zumal mögliche Alternativen aus dem DDR-System (»Bei Honni war doch nicht alles schlecht«) an dieses gebunden waren oder das Urteil »nicht kompatibel« erhielten und so keine Chancen hatten. Der »Aufbau Ost«, so dringend er weiterhin ist, erweist sich mit weithin importierten Eliten zumeist als Nachbau West. Durch den Ausfall des altbösen Feindes im Osten zeigt sich das westliche System mit seiner ökonomischen Macht als beeindruckend siegreich – aber eben hier liegt das Problem. Ein bekannter ostdeutscher Kabarettautor (Peter Ensikat) meinte neulich: »Der Sozialismus ist daran gescheitert, daß er keiner war. Der Kapitalismus scheitert daran, daß er einer ist.« Diese Provokation ist auszuhalten – in den Altbundesländern wie in dem mit ihnen vereinten »Neufünfland«.

Ich frage mich, inwiefern das Themenfeld »Religion – Christentum – Kirche« auf dem Erfahrungshintergrund ostdeutscher Entwicklungen von dieser ambivalenten Gemengelage mitbetroffen ist. Ende 1989 gab es in der Noch-DDR annähernd 25% Evangelische und kaum 5% Katholiken. Die staatsideologischen Repressionen hörten auf, die Kirchen erhielten große Chancen. Zumal aus den evangelischen Gemeinden und dem ökumenischen Konziliaren Prozeß kamen wichtige Impulse für die »friedliche Revolution«. Zumeist moderierten Kirchenvertreter in Städten und Dörfern 1990 die zahlreichen »Runden Tische«. Zur Verblüffung der Gesellschaft erwies sich die längst totgesagte Kirche als durchaus lebendig. Doch die von manchen erwartete Renaissance der Kirchen oder zumindest ein nunmehr befreites anhaltendes Interesse an christlichen Inhalten und Traditionen blieb weitgehend aus und zeigte sich nur sporadisch. Daß Kirchenleute in der Öffentlichkeit wichtige Plätze besetzten, irritierte eher. Waren die Jahre 1989/90 in dieser Hinsicht eine Täuschung oder nur kurzzeitige Scheinblüte? Die Zahlen wurden bald wieder bescheidener. Das atheistische DDR-Staatsritual Jugendweihe lebte – nur mäßig gezaust und verändert – in der Gesellschaft weiter. Bald hatten die Kirchen infolge einer in diesem Umfang nicht geahnten Finanz- und Strukturkrise – auch hier zeigte sich die neue Macht-Qualität des andersartigen Geldes – erheblich mit sich selbst zu tun. Waren die Kirchen in der DDR so sehr DDR-Kirchen, daß sie – von SED-Repressionen befreit – den Schritt über die Schwelle nach 1989 dennoch nicht schafften und stolperten?

Solche Fragen machen mir Mühe. Zunächst war meine Erfahrung immer die, daß – bespitzelt, gegängelt und in ihren Wirkungsmöglichkeiten eingeschränkt – die Kirchen zwar kontextbezogen, aber in der Bedrohung insofern frei waren, als sie sich als einzige Institutionen der Gesellschaft den rigiden Gleichschaltungen des Systems einigermmaßen erfolgreich entziehen konnten. Eben deshalb der gigantische Bespitzelungsaufwand, die Zersetzungsapparatur und stasivorbereitete Lagerinternierung für viele ihrer Vertreter im politischen Ernstfall. Propagandistisch nach

außen erklärte uns die SED besonders in den ersten Jahrzehnten für fast schon gestorben und leistete aktive Sterbehilfe, nach innen überschätze sie uns maßlos und behandelte uns mit einem gespenstischen Arsenal wie eine feindliche Großmacht. Die Frage, wer oder was wir in der Gesellschaft tatsächlich waren, ist trotz zunehmend besserer und differenzierterer Untersuchungen für mich noch immer nicht abschließend geklärt. Manche Interpretationsklischees stimmen kaum halb, »Ghetto-« oder »Nischenkirche« zum Beispiel. Bei aller Wagenburgmentalität waren wir eben gerade darin auch oft gesellschaftlicher Freiraum, öffentlicher Ersatz und faktisch nicht selten »Gegenöffentlichkeit« (Eberhard Jüngel). Die staatlich betriebene Entöfentlichung war besonders im Bildungssystem folgenreich, hatte generell jedoch eine Kehrseite mit unterschiedlich entgegengesetzter Wirkung. »Diese soziale Autonomie vermochten sie (die Kirchen, R.D.) aber nur in dem Maße zu erlangen, als sie sich in ihrem Handeln auf die Kernfunktionen konzentrierten. Nur durch geistliche Besinnung, Gebet, Theologie ... war es den Kirchen möglich, gegenüber den politischen Gleichschaltungsversuchen der Umwelt eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren.«⁴ Aber auch diese »soziale Autonomie« im System und in der Differenz zu ihm bleibt an das System gebunden, was eine Neudefinition nach Verschwinden dieses Systems nötig, aber auch schwer macht. Gerade »die Kräfte, die man zur Veränderung des DDR-Systems investiert hatte, banden viele Protestanten emotional an das untergegangene System.«⁵ Gilt möglicherweise auch hierfür – wie für manche Bürgerrechtsgruppe von damals – die Metapher vom »angewachsenen Gegner« (Monika Maron)?

Die Sehnsucht nach Bewahrung der überkommenen Identität enttäuscht diejenigen, die eine sich verändernde Kirche vorfinden. Diejenigen jedoch, die sich unbefangener und entschiedener auf Veränderungen einlassen, sind enttäuscht, wenn in Theologie und Gemeinde die früheren Muster und Konventionen konserviert werden. Für die Mehrheit in der Gesellschaft sind die damit verbundenen Fragen jedoch weithin unverständlich und insgesamt belanglos. Konfessionslosigkeit, meist über die Generationenfolge verinnerlicht, bestimmt längst ihren Alltag – was nicht bedeuten muß, daß ihnen Sinn- und Transzendenzfragen, die als Religion interpretiert werden können, gleichgültig sind. Ich beobachte, daß in den mit den Jahren 1989ff gegebenen lebensgeschichtlichen Brüchen der ostdeutschen Bevölkerung, die Befreiung und Sicherheitsverlust, sozialen Aufstieg oder existentielle Entwertung in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen bedeuten, die Konfessionslosigkeit geradezu eine vergewissernde, identitätsstiftende Funktion erfüllt. »Wenigstens das ist uns – mehrheitlich – geblieben, wo sich doch sonst alles geändert hat.«

4 Detlef Pollack, Funktionen von Religion und Kirche in den politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts, in: Kirchliche Zeitgeschichte 12/1999, Heft 1, 92.

5 Ebd., 90.

Mich beschäftigen unter dieser Voraussetzung besonders jene Aspekte christlicher Bildungsverantwortung, wo durch Begegnungen mit authentischen Personen und Inhalten, mit unsensationellen Anbahnungen in unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhängen derartige Selbstverständlichkeiten durchbrochen und überwunden werden. Wo Theologie und Kirche sich machtdemonstrativ und repräsentativ in der Öffentlichkeit zeigen, wird für die meisten bestätigt, was sie einst in Staatsbürgerkunde oder im Parteilehrjahr über die Rolle der Kirche – möglicherweise zu gut – lernten. Subjektorientierte erfahrungsbezogene Arbeit an Lebensgeschichten, die dabei jedoch die öffentliche und gesellschaftskritische Dimension etwa der biblischen Überlieferung nicht unterschlägt, da sich christliche Verantwortung zu den ihr aufgetragenen Inhalten nicht willkürlich verhalten kann, scheint dringlich. Eine Kirche, die sich aus (selbst-)isolierter Polarität heraus der Gesellschaft nähert und lediglich im kerygmatischen Einspruch normierend auf sie einzuwirken versucht, wird hierfür ebenso ungeeignet sein wie jene Kirche, die sich zum Oberkellner der Gesellschaft machen läßt, überall dienernd und serviettenwedelnd allen Wünschen gefällig ist und sich über gelegentliche Trinkgelder freut. Meine Einsicht entspricht eher jener DDR-Wendeerfahrung des provinzsächsischen Altbischofs Werner Krusche: »Eine Kirche, die nur an ihr Überleben denkt, ist schon überlebt. Es gibt eine Sorge um das Überleben, die zu völliger Anpassung führt. Aber eine Kirche, die so in die Welt hineingeht, daß sie in ihr aufgeht und nicht mehr von der Welt zu unterscheiden ist, die ist so eingeweltlicht, daß sie selber Welt wird, sie ist nicht überlebt, sondern überflüssig.«⁶

Genug hierzu – obwohl sich zu vielem noch vieles sagen ließe. Abschließend: Läßt sich die Facettenfülle an Einsichten und Erfahrungen von DDR-Ende und Wende mit ihren unterschiedlichen Aspekten, welche die Gegenwart in Deutschland nicht nur im Osten nachhaltig prägen, bündeln und auf einen Nenner bringen? Begriffe, Wortformeln und Definitionssätze sind hierfür meist zu abstrakt und allgemein. Sie werden der Mehrdeutigkeit und Plastizität des Geschehens kaum gerecht. Man müßte nach einer anderen Sprachgattung oder einem Bild Ausschau halten.

Vielleicht schafft dies eine Symbolgeschichte – eine aus »grauer DDR-Vorzeit«: Auf einer großen Dresdner Bühne kam 1981 ein Handlungsballett zur Uraufführung, in welchem zehn Solisten die Geschichte »Der Dompteur« als Tanztheater vorführen. Die Tänzer erzählen Folgendes: Vom Schnürboden der Bühne hängen kreisförmig dicke Seile herab, die den Eindruck eines großen Rundkäfigs vermitteln. Auf diese Weise vom

6 Werner Krusche, Interview in: *Hagen Findeis und Detlef Pollack* (Hg.), *Selbstbewahrung oder Selbstverlust. Bischöfe und Repräsentanten der evangelischen Kirchen in der DDR über ihr Leben – 17 Interviews*, Berlin 1999, 236.

Zuschauerraum abgegrenzt, leben in jenem Bühnenrund Löwen und Leoparden. Unter der Bedingung, daß sie sich der Käfig-Ordnung fügen und dem Willen eines mächtigen Dompteurs, geht es ihnen hinter Gittern erträglich. Die Ordnung im Käfig ist die Ordnung des Dompteurs. Disziplin sichert er mit peitschenartigen Bewegungen. Gehorsam und dressiert sitzen die Tiere auf ihren Hockern. Doch eines Tages kommt eine Löwin von draußen zu den Dressierten hinzu. Wild bäumt sie sich auf gegen die Enge im Käfig und kann doch ihre Artgenossen nicht zur Freiheit anstiften, die jene Regung längst verlernt haben. Sie wollen ihre gewohnte Sicherheit und Ruhe bewahren, die der Neuling von draußen gefährdet. Das ist die Stunde des Dompteurs. Wie schon bei den anderen erweist er sich als »erfolgreicher Erzieher« auch an jenem Neuling. Bald fügt sich die Löwin seinem Willen. Doch bei einem Löwen in der Runde, der sich längst der Dompteur-Ordnung unterwarf, erwacht mit der Liebe zu jener fremden Löwin die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit. Liebe macht nicht immer blind. Dieser Löwe springt von seinem Hocker und lehnt sich auf gegen die herrschende Ordnung. Der Dompteur kann das nicht dulden und geht gegen den Löwen vor. Doch der erledigt ihn mit einem Hieb. Der Dompteur fällt und mit ihm die Käfig-Ordnung. In diesem Moment fallen vom Schnürboden herab alle Gitterstäbe in sich zusammen. Weit, frei und licht ist jetzt die Bühne – die Wende zur Freiheit ist für alle errungen.

Schon wollen die Zuschauer im Saal ob des gelungenen Schlusses Beifall klatschen, als sie merken, daß da noch eine Lektion zu lernen ist. Das Stück ist keineswegs zu Ende: Beim Zusammenbruch der Käfig-Ordnung hält es die Tiere nicht mehr auf ihren Hockern. Sie tapfen am einstigen Gitterrand umher und wagen doch nicht, die gewonnene Freiheit zu gebrauchen. Sie haben deren Ordnung und Chancen nicht gelernt. Als befreite Unfreie folgen sie keineswegs jenem tapferen Befreiungslöwen, der – aus ihrer eigenen Vergangenheit stammend – sie zum Gebrauch ihrer Freiheit anzustiften versucht. Vielleicht haben sie Angst, daß er sie jetzt als neuer »Dompteur« wiederum zu beherrschen gedenkt, eben nur auf andere Weise. So bleiben die Tiere erregt tastend und unsicher geworden an der Grenze ihrer einstigen Käfig-Welt. Vergeblich ist die Mühe des Befreiungslöwen, der schließlich allein die Chance des neuen Lebens nutzt. Mühsam – auch er ist ungeübt und weiß nicht, was ihn erwartet – überschreitet er die Grenzen seiner Vergangenheit und kommt Schritt für Schritt vorsichtig tastend auf die Zuschauer im Parkett zu. Dicht vor ihnen am Bühnenrand schaut er ihnen lange ins Gesicht. Halten sie seinen Blicken stand? – Erst jetzt gehen die Lichter auf der Bühne aus. Geht uns hierbei ein Licht auf – auch, wie wir dieses Stück weiterspielen könnten?